

JAMES MAXEY
Bitterholz

James Maxey
Bitterholz

Die Herrschaft der Drachen

Aus dem Englischen
von Susanne Gerold

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Bitterwood 01. Bitterwood«
bei Solaris, Nottingham.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung April 2010
bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2007 by James Maxey
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Published by arrangement with James Maxey
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Redaktion: Alexander Groß
HK · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

eISBN 978-3-641-07865-2

www.blanvalet.de

Für James Rice, Dichter.

Buch Eins

Scheiterhaufen

Kann ein Mann Feuer in seine Brust holen,
Ohne dass seine Kleidung verbrennt?

Sprüche 6:27

Prolog Teil Eins

Samen

*1070 D. Z. (Drachen-Zeitalter), im 39sten Jahr
der Herrschaft von Albekizan*

Der Geruch von frisch gepflügter Erde und von Frauen lag schwer in der Nachtluft. Nackt lief Bant die Furchen entlang, duckte sich so gut wie möglich, während er zur Obstwiese eilte. Überall um ihn herum sangen Frauen und stöhnten Männer vor Vergnügen. Bant starrte angestrengt in die Dunkelheit; jeden Augenblick könnte sich irgendein weißer Arm aus der mondlosen Nacht schlängeln und ihn zu sich ziehen, um von ihm zu verlangen, was Recanna zustand.

Als er das andere Ende des Feldes erreichte, verblassten die Geräusche der Leidenschaft. Vor ihm türmten sich die schwarzen Schatten der Pfirsichbäume auf. Er blieb am Rand der Wiese stehen, gewärmt von der aufsteigenden Hitze der Erde und eingehüllt in den süßen Geruch der frischen Blüten.

»Recanna?«, flüsterte er.

Er beugte sich vor, lauschte auf ein Geräusch. Eine Frau lachte in der Ferne. Er duckte sich etwas und betrat die Obstwiese, ging vorsichtig weiter, während er die Arme vor sich hielt. Unter dem tief hängenden, dichten Blütendach verschwand sogar das schwache Sternenlicht. Er fand keinen Hinweis auf seine Geliebte. Hatte sie beschlossen, doch nicht zu kommen? Oder noch schlimmer, war sie auf ihrem Weg zwischen den Feldern hierher von jemand anderem festgehalten worden? Theoretisch stand in der Nacht des Säens den Frauen das Recht zu, sich den Partner frei zu wählen, den sie sich wünschten. In der Praxis allerdings war es der Frau unmöglich, einen Mann aus dem Dorf zurückzuweisen; dies wäre eine Beleidigung der Göttin gewesen.

Bant war erst fünfzehn Jahre alt, Recanna vierzehn, und es war für sie beide das erste Mal, dass sie an dem Frühlingsritual zu Ehren der Göttin Ashera teilnahmen. Sie hatten auf diese Nacht ihr ganzes Leben lang gewartet. Wenn sich all ihre heimlichen Pläne und gemeinsamen Träume jetzt in nichts auflösten ... Es war zu schrecklich, sich so etwas vorzustellen.

»Recanna?«, fragte er erneut und etwas lauter, rief es beinahe. Dann hielt er den Atem an und lauschte auf ihre Antwort. Sein Herz trommelte in den Ohren.

Schließlich antwortete sie mit leiser Stimme: »Ich bin hier.«

Bant näherte sich vorsichtig dem Geräusch. Er konnte unter den Zweigen so gut wie nichts sehen. Einen Augenblick glaubte er, in der Dunkelheit ihre schlanke Gestalt als schwarzen Schemen vor einem grauen Hintergrund ausma-

chen zu können. Als er jedoch näher herankam, erkannte er, dass es nur ein Baumstamm war. Dann spürte er ihre sanfte, kühle Hand, die sich um seine schloss und ihn zu sich heranzog.

Sie war nackt, natürlich. Wenn sie in dieser Nacht in der Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang ihren Körper mit Stoff bedeckte, würde dies als Sünde gewertet werden. Ihre weiche Haut schmiegte sich an seine, und er hatte das Gefühl, als wäre er in einen Traum geglitten. Er nahm sie in die Arme, hielt sie fest und zitterte vor Freude. Dann beugte er sich vor und berührte ihren Hals mit seinen Lippen, knabberte daran, sog den üppigen Geruch ihrer Haare ein. Sein Mund suchte ihre Lippen, aber sie wandte das Gesicht ab, und so fanden seine Lippen nur ihre nasse, salzige Wange. Recanna zitterte. Bant begriff, dass sie weinte.

»Was ist los?«, flüsterte er und strich ihr über den Rücken.

»Das Ganze hier«, sagte sie mit verängstigt klingender Stimme. »Wir. Bant, ich liebe dich, aber ... wir sollten nicht hier sein. Ich habe Angst.«

»Du brauchst keine Angst zu haben«, erwiderte Bant und strich ihr über die Haare. »Wie du gesagt hast, du liebst mich. Ich liebe dich. Nichts, was aus Liebe getan wird, sollte zu Angst führen.«

Sie schluckte schwer. Sie weinte immer noch.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte er und wischte ihr die Tränen beiseite.

»Nein«, entgegnete sie. »Ich weiß, dass ich mit dem hier einverstanden war. Aber als die Frauen mich für das Ritual des Säens vorbereitet haben, haben sie über die Göttin gesprochen. Sie haben mir von meiner Pflicht erzählt.«

»Vergiss die verdammte Pflicht«, sagte Bant. Er packte ihre Schultern und sah ihr in die Augen. »Wir haben so lange gewartet. Ich werde dich nicht mit den anderen teilen. Das kann ich nicht.«

»Aber es ist die Nacht des Säens. Die Göttin ist gut zu uns. Sie lässt die Obstwiesen blühen und das Korn sprießen. Alles, was sie als Gegenleistung dafür erbittet, ist diese eine Nacht der ...«

»Still«, sagte Bant und legte ihr die Finger auf die Lippen. »Die alten Frauen haben dir wirklich Angst gemacht, nicht wahr? Wo ist die Recanna, die ich gestern noch gekannt habe, dieses Mädchen, das so wild darauf war, seinem eigenen Herzen zu folgen?«

»Aber ...«, sagte sie.

Bant zog sie zu sich heran und brachte sie mit seinem Mund zum Schweigen. Obwohl es eine warme Nacht war, war ihr nackter Körper kalt, und er spürte, wie sie erschauerte, als er sie umarmte. Er fuhr mit seinen Händen über ihre Haut und wärmte sie, ohne den Kuss zu unterbrechen. Sie zog sich nicht zurück, und nach einer Weile wurden ihre Lippen weicher, und sie öffnete den Mund. Vorsichtig legte sie ihre sanften Hände auf seine Hüften. Ihre Haut, noch wenige Augenblicke zuvor kühl, wurde jetzt warm. Gemeinsam sanken sie auf den Boden, und er spürte die warme und weiche Erde unter seinem Rücken.

Zum ersten Mal verstand Bant die tiefere Bedeutung des Rituals des Säens, die machtvolle Verbindung zwischen den Jahreszeiten der Welt und den Leidenschaften des Körpers. Er hatte das Gefühl, selbst ein Teil der Erde zu sein, etwas zu sein, das aus üppigem Lehm und hartem Stein

bestand. Recannas Atem an seinen Lippen war so süß und lebenspendend wie die Frühlingsbrise. Sämtliche Gedanken an die Göttin waren vergessen. Ihrer beider Widerstand gegen die Bräuche des Dorfes spielte keine Rolle mehr. Es gab nur noch die Sehnsucht, die sinnliche Erregung des Augenblicks.

Dann drehte Recanna mit einem Keuchen den Kopf zur Seite und schob Bant von sich. Sie kämpfte sich auf die Knie.

»Was ist?«, fragte Bant, setzte sich auf und hob seine Hand, um sie zu berühren. »Was ist los?«

»Da«, sagte sie und schob die Hand weg. »Die Straße.«

Weit hinter den Bäumen flackerte eine einzelne Laterne auf der fernen Straße und störte die geheiligte Dunkelheit des Säens. Wer mochte ausgerechnet in dieser Nacht die Stadt aufsuchen? Gemurmel erhob sich von den nahen Feldern. Sie waren nicht die einzigen Dorfbewohner, die das Sakrileg bemerkt hatten, das durch das Licht ausgelöst wurde.

»Ein Omen«, sagte Recanna. Sie klang wieder verängstigt. »Wir haben die Göttin verärgert. Was haben wir getan?«

»W-wir ...« Bants Rechtfertigung löste sich in der Stille auf. Niemand würde es in der Nacht des Säens wagen, auch nur eine Kerze zu entfachen. Die Göttin ehrte diese Nacht mit einer vollkommen schwarzen Decke. Hatte er zu viel gewagt?

Ein Zweig knackte in der Nähe, und seine Nackenhaare stellten sich auf. Da war noch jemand auf der Obstwiese. Inzwischen hatten sich Bants Augen an die Dunkelheit

gewöhnt. Recannas blasse Haut glühte beinahe. Als er sich umsah, bemerkte er jedoch nur die Silhouetten von Baumstümpfen. Überall könnte sich jemand verbergen. Dann löste sich einer der dunklen Schemen und rückte näher. Bant zuckte zusammen, als eine dunkle, kräftige Stimme rief: »Winzling!«

Bant kannte die Stimme nur zu gut. Selbst in dem düsteren Licht war die große Gestalt seines älteren Bruders Jomath unmissverständlich auszumachen. Jomath war zwei Jahre älter als er, aber im Vergleich zu ihm ein Riese. Er maß einen Fuß mehr und hatte dicke, muskulöse Arme. Bant war stets die Zielscheibe seiner Schikanierungen gewesen. Jetzt jedoch, da das Licht auf der Straße auf eine Bedrohung hinwies, empfand er seine Anwesenheit als wohltuend.

»Jomath«, sagte Bant. »Ich bin erleichtert, dass du es bist. Was glaubst du, ist das für ein Licht?«

»Wen interessiert das?«, fragte Jomath und schritt kühn auf Recanna zu, legte ihr eine schwielensüchtige Hand auf den zarten Arm. »Zweifelloos irgendein verirrter Narr. Das kümmert mich nicht. Mir macht vielmehr Sorgen zu sehen, wie du und dieser hübsche Leckerbissen hier die Befehle missachtet. Ich habe euren Plan bemerkt.«

»Au«, sagte Recanna. »Du tust mir weh.«

»Du verdienst es, dass man dir wehtut. Der Befehl lautet, dass in der Nacht des Säens jede beliebige Frau bei jedem beliebigen Mann liegen soll. Sich dem zu widersetzen ist eine große Sünde. Ich bin hier, um euch vor eurer Dummheit zu schützen.«

»Lass sie los«, sagte Bant und sprang auf. »Sie liebt mich und nicht dich.«

»Erkennst du die Blasphemie deiner Worte nicht?«, fragte Jomath. »In der Nacht des Säens wird Liebe nicht von unseren Herzen geleitet. Die Göttin verlangt, dass sämtliche Frauen des Dorfes sich sämtlichen Männern öffnen. Es verbindet uns miteinander, kettet uns aneinander. Daher ist es jetzt meine heilige Pflicht, mich mit Recanna zu vereinigen. Ich habe lange darauf gewartet, dass sie das entsprechende Alter erreicht.«

»Lass sie los«, wiederholte Bant und ballte die Fäuste. »Du machst dir nicht das Geringste aus der Göttin. Das hier tust du nur, um mich zu ärgern.«

»Bitte, Jomath«, sagte Recanna und versuchte, sich aus seinem Griff zu winden. »Du musst nicht so grob sein. Du hast recht. Wir haben gesündigt. Aber bitte lass Bant den Ersten sein. Wir haben so lange gewartet.«

»Erzähl mir nichts von Warten«, entgegnete Jomath, und seine Zähne blitzten weiß. »Ich habe viel zu viel Zeit damit verschwendet, euch in diesen Schatten hier zu suchen. Leiste ruhig Widerstand, wenn du willst. Es steigert mein Vergnügen nur, wenn du dich wehrst.«

»Nein!«, rief Bant und lief zu seinem Bruder. Er schlug Jomath so kräftig in den Rücken, wie er konnte. Sein älterer Bruder wirbelte herum und versetzte Bant mit der freien Hand einen Kinnhaken.

Bant schlug hart auf dem Boden auf; sein Mund war voller Blut. Die Zähne im linken Teil des Kiefers wackelten beängstigend, als er mit der Zunge dagegenstieß. Als er aufzustehen versuchte, trat Jomath ihm in den Bauch, und er keuchte vor Schmerz. Jomath trat ihm erneut in die Eingeweide, und diesmal erbrach sich Bant. Er bekam keine

Luft, und Sterne tanzten vor seinen Augen, während er mit den Händen nach der Erde griff. Er versuchte, seine Beine dazu zu bringen, ihm zu gehorchen. Sein Hass war so heftig, als würden tausend Peitschenschläge ihn antreiben. Bant war schon zuvor von Jomath geschlagen worden, aber er wusste, das hier würde das letzte Mal sein. Bant bezweifelte nicht, dass er seinem Bruder freudig die Luftröhre herausgerissen hätte, wäre er nur in der Lage gewesen, sie mit den Fingern zu erreichen. Aber sein Körper versagte. Er klebte am Boden fest.

Recanna schrie. Jomath brachte sie mit einem Schlag zum Schweigen, dann stieß er sie neben Bant auf den Boden.

»Ich werde dich töten«, flüsterte Bant mit blutenden Lippen.

»Leere Drohungen.« Jomath ließ sich vor Recanna auf die Knie nieder. Recanna stöhnte auf; sie rührte sich kaum, als Jomath ihre Beine spreizte. Er warf einen Blick auf Bant und sagte: »Sieh her. Du könntest noch was lernen.«

Bant spuckte seinen Bruder an, aber der blutverschmierte Speichel landete auf Recanna. Er presste die Augen zusammen, bis er nur noch eine Wand aus Rot sah, ein Meer aus Blut. Er stellte sich vor, dass Jomath in einem solchen Meer ertrank.

Dann rief ein Mann in weiter Ferne, und eine Frau schrie, aber nicht vor Vergnügen, sondern in Panik. Rasch nahmen die anderen Dorfbewohner den Schrei auf. Bant öffnete die Augen und stellte fest, dass Jomath aufgestanden war, Recanna nicht weiter beachtete und stattdessen zum Dorf startete.

Jenseits der Felder stieg ein Leuchtfeuer aus dem Herzen des Dorfes auf.

»Das hier wird warten müssen«, sagte Jomath und eilte davon.

Bant rutschte neben Recanna. Sie halfen einander, sich hinzusetzen. Recanna weinte, ihr Körper bebte unter heftigen Schluchzern.

»Oh, was haben wir getan?«, klagte Recanna. »Das ist alles so falsch. Oh, Göttin, es tut mir leid. Es tut mir so leid.«

Bant sah ihr in die Augen und versuchte, mutig zu wirken. »Dies ist nicht unser Fehler«, sagte er. Er betete, dass dem wirklich so war. »Komm. Lass uns nachsehen, was da vor sich geht.«

Er half ihr auf die Füße, umfasste ihr Handgelenk mit einer Hand und führte sie von der Obstwiese weg. Dann wurde er schneller, fing schließlich an zu rennen, während sie die niedrigen Zweige hinter sich ließen und auf das frisch gepflügte Feld traten. Allein hätte Bant Jomath überholen und ihm davonlaufen können, obwohl der vorausgerannt war. Jomath besaß die rohe Kraft in der Familie, aber Bants leichter, drahtiger Körperbau machte ihn zum schnellsten Läufer im Dorf. Er verlangsamte seinen Schritt jedoch, weil er Recanna nicht zurücklassen wollte. Und eigentlich war er gar nicht wild darauf, die Ursache für das Übel herauszufinden, das das Dorf in dieser Nacht heimsuchte. Konnte es sein, dass Recanna recht hatte? War das, was hier geschah, ihre Schuld?

Am Rand des Dorfplatzes blieb Bant stehen, zog sich dann vor Angst ein Stück zurück, als er bei einem Wagen ganz in der Nähe einen riesigen schwarzen Hund sah. Das

angebundene Tier war so groß wie ein Ochse, größer als jedes Tier, das Bant jemals zu Gesicht bekommen hatte, abgesehen von dem kurzen Blick, den er einmal auf einen über das Dorf hinwegfliegenden Sonnendrachen erhascht hatte.

Der Hund musterte Bant beiläufig. Eine große, rosafarbene Zunge hing ihm aus der Schnauze, während er keuchte, was ihm einen freundlichen, leicht verwirrten Ausdruck verlieh. Sein Atem roch übel, verströmte den Gestank von verfaulem Fleisch in der Nacht. Bant wahrte einigen Abstand zu dieser Kreatur, während er mit Recanna um den Rand des Platzes herumging, bis sie die anderen Dorfbewohner erreichten.

Es waren überwiegend Männer anwesend, insgesamt etwa sechzig. Sie alle waren noch nackt vom Ritual des Säens. Die Frauen standen etwas weiter entfernt auf einem Hügel, hielten ihre Kinder fest. Sie alle blickten zum Tempel der Göttin in der Mitte des Dorfes. Die Säulen bestanden aus den efeubewachsenen Stämmen uralter Bäume, die Wände wurden von dichten Hecken gebildet. Im Tempelinnern befand sich der heiligste Gegenstand des ganzen Dorfes: eine mehr als mannshohe Statue der Göttin, die auf einem Sockel thronte, der einst der Stumpf einer gewaltigen Eiche gewesen war.

Der Tempel war von Flammen umgeben. Das Feuer prasselte auf eine Weise, dass es wie Regen klang. Die Steinstufen, über die man ins Tempelinnere gelangte, waren voller Opfertaben: Körbe mit Bündeln aus frischem Frühlingsgrün, braune Brotlaibe und ein Wels, der eine Armeslänge lang war. Die geflochtenen Riedkörbe verzogen sich in der Hitze der Flammen und kräuselten sich.

Dann tauchte aus dem Rauch und den wogenden Flammen des Tempeleingangs ein Fremder auf, der die aus Mahagoni geschnitzte Statue der Göttin unsanft hinter sich herzog. Es war ihm nicht anzumerken, ob der Rauch in seinen Augen brannte oder seine Lunge reizte, und er wich auch nicht vor der schrecklichen Hitze zurück. Er stieß die Opfertische mit den Füßen beiseite, während er weiterging, und platzierte die Göttin auf einer der Steinstufen unterhalb von sich. Er hantierte mit der schweren Holzstatue, als würde sie nicht das Geringste wiegen.

Verwirrung breitete sich unter den Anwesenden aus, und Bemerkungen wurden geäußert. Hatte dieser Fremde den Tempel angezündet, oder hatte er die Göttin vor der Feuersbrunst gerettet?

Schweigen senkte sich über die Menge, als der Fremde sich zu seiner vollen Größe aufrichtete – er maß gut und gern zehn Fuß, und seine breiten Schultern waren weder durch Furcht noch durch Arbeit gebeugt. Obwohl in dieser Nacht der Befehl galt, dass die Haut unbedeckt blieb, trug er einen schwarzen Wollumhang, der ihm bis zu den schweren Lederstiefeln reichte. Seine rußbefleckte Haut war so dunkel wie seine Kleidung. Das einzig Strahlende an ihm waren seine Augen, die unter einem breitkrempigen Hut leuchteten. In der riesigen rechten Hand hielt er ein dickes, schwarzes Buch.

In der benommenen Stille öffnete der Fremde das Buch und las mit donnernder Stimme: »DU SOLLST KEINE ANDEREN GÖTTER HABEN NEBEN MIR. DU SOLLST DIR KEINE GÖTZEN NOCH IRGEND EIN ABILD ER-SCHAFFEN VON IRGEND ETWAS, DAS IM HIMMEL

ÜBER DIR IST ODER IN DER ERDE UNTER DIR
ODER IM WASSER UNTER DER ERDE.«

Und dann, nach dieser Erklärung, öffnete der Fremde seinen langen schwarzen Umhang und brachte eine Holzfälleraxt zum Vorschein, die beinahe vier Fuß lang war und deren scharf geschliffene Schneide das Feuerlicht einfing. Die Axt hing vom Gürtel herab, ohne den Boden zu berühren.

»Es ist möglich«, knurrte der Fremde, »dass ihr in Unwissenheit lebt und euch eure Sünde nicht bewusst ist.« Er schwenkte das schwere Werkzeug mit nur einer Hand hoch über dem Kopf. »Der Herr hat mich geschickt, um euch den Weg zu weisen.« Wie ein Blitz fuhr die Axt herunter und spaltete die Göttin. Die beiden Hälften fielen klappernd die Steinstufen hinunter.

Die Frauen auf dem Hügel stimmten Klagegesänge an. Sogar einige der Männer weinten. Recanna hielt sich an Bant fest, der betäubt dastand. Die Göttin war ewig; sie hatte stets ihren Platz in der Mitte des Dorfes gehabt. Wie war das, was jetzt geschehen war, möglich, außer, dass sie alle sich in der Gegenwart von etwas befanden, vielleicht einem Gott, der noch mächtiger als Ashera war?

»Und jetzt, da dieser Unsinn hinter uns liegt«, sprach der Fremde, »werdet ihr befreit werden durch die Wahrheit.«

»Die Wahrheit?«, rief ein Mann und trat vor. Es war Jomath. »Ihr wagt es, im Angesicht solcher Blasphemie von Wahrheit zu sprechen?«

»Ja«, sagte der Fremde. »Seid vorsichtig. Handelt nicht verärgert oder überstürzt. Ich bin ein Diener des Herrn. Es wäre höchst unklug von euch, sich mir zu widersetzen.

In Seinem Zorn hat der Herr ganze Völker vernichtet. Er wird nicht zulassen, dass mir auch nur ein einziges Haar gekrümmt wird.«

Jomaths Gesicht verzog sich vor Zorn. Seine Hände waren zu Fäusten geballt. Aber Bant kannte seinen Bruder gut, und so sah er in seinen Augen etwas, das anderen möglicherweise entging. Es war Furcht. Sie befand sich auf den Gesichtern aller anwesender Männer. Furcht vor der Blasphemie, die sie bezeugt hatten, ja, und zweifellos auch Furcht vor dem bevorstehenden Zorn der Göttin. Aber noch deutlicher sah Bant ihre Furcht vor diesem riesenhaften Mann, diesem Teufel, der mit einer funkelnden Axt in der Hand vor den wütenden Flammen stand.

Jomath sah sich zu den anderen Männern um. »Wer ist auf meiner Seite? Wer wird mit mir diese Schändlichkeit rächen?«

Die Männer blickten schweigend zu Boden.

»Feiglinge«, fluchte Jomath. Er drehte sich zu dem Fremden um. »Möge die Göttin mir die Kraft der Stürme und den Zorn der Blitze verleihen!«

Vor Wut brüllend rannte er die Stufen empor, trieb dem Fremden seine Schulter mit einer Wildheit in den Bauch, dass Bant zusammenzuckte.

Der Fremde ging nicht in die Knie. Jomath prallte von der Wucht des Zusammenstoßes zurück und stolperte über die Stufen. Der Fremde hob die Axt. Dann erklang ein Ruf in der Menge, und der Eisenhammer eines Schmieds flog durch die Luft, blitzte im Licht auf. Das schwere Geschoss traf den Fremden mitten im Gesicht und schleuderte ihn zurück. Namon, der Schmied, der die Waffe mit

seinem starken Arm geworfen hatte, stürmte jetzt die Stufen hoch. Bevor er den Mann jedoch erreichte, war der Jäger Faltan vom Rand des brennenden Tempels herbeigerannt und warf sich gegen die Kniegelenke des Fremden. Der Fremde taumelte vornüber, was Jomath die Möglichkeit gab, seinen Gürtel zu packen und daran zu ziehen, bis alle drei Männer und der Fremde stolperten. Bant hatte Schwierigkeiten zu erkennen, wem in diesem verfluchten Haufen aus Fleisch und schwarzem Stoff welche Gliedmaßen gehörten.

Die übrigen Männer des Dorfes stürzten sich nun mit einem Schrei, der einem das Blut in den Adern gefrieren ließ, ebenfalls in das Gewühl und ertränkten den Fremden unter einer Woge von Menschen.

Bant machte keine Anstalten, sich zu ihnen zu gesellen. Er konnte es nicht; er stand da, hielt Recanna in seinen Armen. Da war eine unaussprechliche Sehnsucht in seinem Herzen. Er wollte, dass der Fremde lebte. Er wollte, dass der Fremde Jomath tötete. Sollte der Tempel brennen, sollte die Göttin ihren Zorn in Gestalt eines Sturmes herabschicken, in Gestalt von Wasserfluten, von Heuschrecken- und Fliegenplagen. Bant hatte keine Angst davor. Alles, was er wollte, war, dass Jomath starb, um den Hass zu befriedigen, den er noch wenige Momente zuvor verspürt hatte.

Der Ochsenschuh am Rand des Platzes bellte und preschelte vor, zog den Wagen wie ein Spielzeug hinter sich her. Die Zähne des Tieres gruben sich einem der Männer auf dem Boden in die Schulter, und er schrie auf, als seine Knochen brachen. Der Schrei erstarb, als der Ochsenschuh den gewaltigen Kopf schüttelte und den Körper des Mannes

durch die Luft schleuderte. Der Mann landete vor Bant und Recanna und verspritzte sein Blut über sie. Bant erkannte ihn; es war Delan, sein Onkel, der Mann, der Bant in der Kunst des Bogenschießens unterrichtet hatte. Bant begriff, dass in dieser Nacht nicht nur sein Bruder sterben würde.

So sei es also, dachte er.

Recanna schrie; sie versuchte von ihm wegzukommen, versuchte wegzulaufen. Bant packte ihren Arm fester, ohne auf ihre Schreie zu achten. Er konnte unmöglich zulassen, dass er von ihr getrennt wurde, aber er wagte auch nicht, sich von dem Schlachtfeld abzuwenden.

Der Ochsenhund schleuderte die Männer wie Stoffpuppen durch die Luft, während der Fremde mit den strahlenden Augen sich wieder auf die Beine kämpfte. Sein Umhang war jetzt durchnässt vom Blut. Seine Axt hob und senkte sich, schlitze und hackte. Gliedmaßen wurden abgetrennt, Schädel gespalten, Männer starben mit jedem Schlag, den er austeilte. Der Hund zerriss die Männer. Die wenigen, deren Gliedmaßen noch heil waren, gerieten auf den blutverschmierten Pflastersteinen ins Rutschen, ehe sie in die Nacht davonflohen.

Der Fremde verfolgte sie nicht. Er stand mitten in dem Berg von Leichen und strich seinen Umhang glatt. Er zog den Hut tiefer über die Augen und wischte sich mit einer blutverkrusteten Hand über die Wange. Er schien nicht einmal außer Atem zu sein.

Er trat mit den Füßen die Leichen beiseite – mindestens zwei Dutzend Männer – und schuf sich so einen Pfad, den er entlangschreiten konnte.

Mit einer Befriedigung, die ihn frösteln ließ, sah Bant, dass auch Jomath unter den Toten war. Beinahe kam es ihm so vor, als hätte sein Hass ihn getötet, als wäre sein Hass lebendig geworden, eine Kraft, durch die seine dunkelsten Wünsche Wirklichkeit geworden waren. Er wusste, dass er Reue empfinden sollte oder Verlust. Aber stattdessen war da ein Gefühl, das an Freude grenzte, als er die zerfetzte und verrenkte Leiche seines Bruders sah. Es beunruhigte ihn etwas, dass er zu solchem Hass fähig war. Nichts würde jemals dieses Blut von ihm abwaschen können.

So sei es.

Der blutüberströmte Fremde ging auf Bant zu.

»Du«, sagte der Fremde. »Junge. Wie heißt du?«

Bant sah zu dem Riesen hoch, blickte in seine Augen. Sie waren durchdringend und unerschrocken. Bant wusste, dass der Fremde seine schreckliche Seele prüfte.

»B-Bant«, antwortete er. »Bant Bitterholz.«

»Du hast nicht gegen mich gekämpft«, sagte der Mann.

»Nein«, flüsterte Bant.

»Hast du Angst vor mir, Bant Bitterholz?«

»Nein«, sagte Bant. Bei all seinem Hass auf Jomath hatte kein anderes Gefühl noch Platz in ihm gehabt.

»Das kennzeichnet dich als den Klügsten in diesem Dorf voller Narren«, sagte der Fremde.

Alles hatte Bant aus dem Mund des Fremden erwartet, nur das nicht.

»Sag mir, Bant Bitterholz, diese Frau, die sich da an dich klammert, ist das deine?«

»Nein«, erwiderte Bant.

»Wie heißt du, Mädchen?«

Sie drehte den Kopf zur Seite, während sie mit einem Flüstern antwortete: »Recanna Halsfeth.«

»Bist du irgendjemandes Frau?«

»Nein«, antwortete sie.

»Dann wird die Arbeit des Herrn an diesem Ort mit dir beginnen. Wie ihr jetzt zusammensteht, so sollt ihr in alle Ewigkeit zusammenstehen. Bant Bitterholz, erkenne sie als deine Frau. Recanna Bitterholz, erkenne ihn als deinen Mann.«

»Aber ...«, begann Recanna.

Der Fremde hob die geöffnete Hand und brachte sie zum Schweigen. »Stellt nicht die Befehle des Herrn in Frage.«

»D-des Herrn?«, fragte Bant.

»Kannst du lesen, Bant Bitterholz?«

»Nein.«

»Dann wirst du es lernen. Es ist wichtig für alle Diener des Herrn. Er führt uns durch Seine geheiligten Worte, die in dieser Heiligen Bibel stehen.«

Der Fremde streckte ihm das schwarze Buch entgegen. Bant nahm es, und es überraschte ihn, wie schwer es war, als der Fremde es losließ. Er wusste, dass es nur ein paar Pfund wiegen konnte, aber irgendwie schien es die schwerste Bürde zu sein, die er jemals getragen hatte.

»Seid Ihr ... seid Ihr der Herr?«, fragte Bitterholz.

»Nein. Ich bin sein Prophet. Mein Name ist Hezekiah. Und jetzt geh, Bant Bitterholz. Finde etwas Kleidung, um deine Nacktheit zu bedecken. Die Zeit, in der ihr als Heiden gelebt habt, ist vorüber. Recanna Bitterholz, finde Kleidung für deine eigene Nacktheit, und bereite deinem

Ehemann etwas zu essen zu. Er wird seine ganze Kraft benötigen. In der nächsten Zeit gibt es viel zu tun für ihn.«

Bant sah Recanna an. Sie hatte Angst. Sie versuchte, von ihm wegzukommen, aber er hielt sie fest.

»Ich weiß, dass du Angst hast«, sagte er zu ihr. »Ich verstehe nicht ganz, was heute Nacht geschehen ist, aber ich habe eine Ahnung. Ich glaube, es wird alles in Ordnung kommen. Hab bitte keine Angst mehr.«

»Was du spürst, Bant Bitterholz«, sagte Hezekiah, »ist Glauben.«

Recanna nickte. Etwas veränderte sich in ihren Augen. Bant begriff, dass auch in ihr ein Glaube war, der Glaube an ihn. Er stand aufrechter da, fühlte sich irgendwie mächtiger.

Er zog sie näher zu sich heran, dann sah er Hezekiah an, der nickte.

»Du darfst die Braut jetzt küssen«, sagte der Prophet.

Recanna gab nach, als Bant ihre Lippen mit seinen berührte. Die Welt drehte sich unter seinen Füßen. Der erdige Geruch der Felder und der süße Duft der Pfirsichblüten war verschwunden. Hier, in diesem vollkommenen Kuss, in dem ersten Augenblick seines Lebens, in dem er keine Angst und keine Scham verspürte, roch die ganze Welt nach Rauch, Schweiß und Blut.

Und so erfuhr Bant Bitterholz, dass Hass die Welt verändern konnte.

Und so kam es, dass Bant Bitterholz Gott fand.

Kapitel Eins

Blitz

1099 D. Z., im 68sten Jahr der Herrschaft von Albekizan

Das traurige kleine Feuer verbreitete mehr Rauch als Wärme. Der Jäger hockte sich davor nieder und wendete ein Stück aschebeflecktes Fleisch auf dem flachen Stein, den er zwischen den Kohlen platziert hatte. Die Bewegung erzeugte nur noch mehr Rauch. Er hustete und wischte sich Ruß von den Augen, hielt dann die knöchernen, knorrigen Finger über die Glut, um die Kälte zu vertreiben. Der Mann war dünn, hatte schulterlange graue Haare, und tiefe Linien in der ledrigen Gesichtshaut erzeugten ein ständiges Runzeln. Er zog den schweren Umhang fester um sich.

In dem Baum über ihm hing ein Drache, aus dessen Maul Blut tropfte.

Es handelte sich um einen Himmelsdrachen, die kleinste Art geflügelter Drachen. Wenn man einem Himmelsdrachen die zehn Fuß breiten Schwingen und den langen Schwanz nahm, war er nicht größer als ein Mann und wog

gerade mal die Hälfte. Himmeldrachen waren berühmt wegen ihrer Kühnheit beim Fliegen und wegen ihrer Farbe, die das helle, vollkommene Blau eines wolkenlosen Tages zeigte. Der Jäger hatte im Laufe der Jahre viele Himmeldrachen getötet. Sie waren nicht besonders gefährlich. Obwohl sie Krallen von zwei Zoll Länge besaßen und ihre krokodilähnlichen Schnauzen voller scharfer, sägeähnlicher Zähne waren, rühmten sich die Himmeldrachen, zivilisiert zu sein. Die Bestien empfanden sich als Künstler, Dichter und Gelehrte; sie betrachteten es als unter ihrer Würde, sich mit so niederen Arbeiten wie dem Jagen zu beschäftigen.

Der Jäger hatte den Himmeldrachen mit nur einem Pfeil erledigt, den er vorzüglich an der Unterseite des Kiefern platziert hatte. Die Eisenspitze ruhte in der Mitte des Drachenhirns. Die Bestie war urplötzlich wie ein Stein aus der Luft gefallen und hatte sich dann in den Verästelungen eines Baumes verfangen. Der Jäger war auf den Baum geklettert und hatte die Ledertasche geholt, die der Drache sich über den Rücken geschlungen hatte. Er hatte an dem Körper der Bestie gezerrt, aber feststellen müssen, dass die Leiche sich in den Ästen und Zweigen zu sehr verklemmt hatte, um bewegt werden zu können. Er hatte sich dann auf gleiche Höhe mit dem Kopf der Bestie begeben und in dessen glasige, katzenähnliche Augen geblickt. Die Köpfe von Himmeldrachen erinnerten ihn immer an die von Ziegen, allerdings bedeckt mit glatten, schimmernden Schuppen. Mit einem Brummen hatte er der Bestie die Zunge herausgeschnitten.

Kurz darauf hatte er eine Feuerstelle errichtet, und jetzt

zischte die Zunge auf dem flachen Stein in der Mitte und gab dem Rauch einen öligen, fischigen Beigeschmack. Um sich die Zeit während des Bratens zu vertreiben, durchsuchte der Jäger die Tasche des Drachen. Etwas zu essen, natürlich. Eine in Sackleinen eingewickelte Flasche Wein, ein Laib steinhartes, mit Mehl bestäubtes Brot, zwei Äpfel, geräucherte Aalstreifen. Er fand auch einen faustgroßen Topf mit einem Deckel aus einem öligen Stück Pergament, das mit einer Schnur befestigt worden war. Er stieß ein Loch in das Pergament und wich vor dem Gestank zurück. Horch war darin; eine Art Paste, die die Drachen liebten und die aus Sardinen, Oliven und Chilischoten bestand, die erst zusammen vermahlen und dann in einem Keramikgefäß aufbewahrt und fermentiert wurden. Der Jäger schleuderte das Gefäß so weit in den Wald hinein, wie die Kraft seines Armes es ermöglichte.

Als er sich danach wieder der Tasche widmete, stieß er auf eine Karte, eine zusammengerollte Decke aus wattierter grüner Seide und ein kleines Tintengefäß. Er schnüffelte an dem Deckel und vermutete, dass die Tinte aus einer Mischung aus Essig und Walnussschale bestand. Einige Schreibfedern – hergestellt aus den Federschuppen des Drachen – befanden sich ebenfalls in dem Beutel. Kein Wunder, dass die Bestien sich für Gelehrte hielten, trugen sie doch die Schreibutensilien am eigenen Körper.

Der Jäger entdeckte ein ledergebundenes Buch, das er genauer musterte. Das Leinenpapier war reinweiß, und die ersten Seiten waren gefüllt mit Zeichnungen und Bemerkungen über Blumen. Die Zeichnungen waren äußerst genau, und die Blumen wirkten in der dunklen Walnusstinte

lebendig und wunderschön. Die gemalten Blüten wuchsen immerhin derart verführerisch über die Seiten, dass sie Bienen anlockten.

Der Jäger riss die Seiten heraus und speiste damit das knisternde Feuer. Das Papier schrumpfte zusammen, als hätte es ein eigenes Leben, krümmte sich und zerkrümelte in große, schwarze Fetzen, die mit dem Rauch nach oben stiegen, wobei die Zeichnungen noch immer schwach sichtbar waren, bis sie im dunklen Himmel verschwanden.

Der Jäger nahm die gebratene Zunge mit seinem Messer vom Stein und lehnte sich an den Baum. Er störte sich nicht an dem Blut, das den Stamm tränkte. Während er an seiner Mahlzeit kaute, starrte er auf das Tintenfläschchen. Es lockte Erinnerungen hervor. Erinnerungen waren für den Jäger nie etwas Gutes.

Als er die Zunge aufgegessen hatte, wischte er sich die Finger an seinem verschmutzten Umhang ab. Er nahm das Buch und betrachtete die leeren Seiten. Dann öffnete er das Tintengefäß, tauchte eine Feder hinein und zog eine ungerade Linie auf dem Papier. Er versuchte es erneut, malte einen Kreis, und diesmal ließ sich die Linie flüssiger ziehen. Ganz oben auf die Seite schrieb er: »*A B C D E ...*«, und alles kehrte zu ihm zurück.

Er tauchte die Feder erneut in die Tinte, blätterte eine Seite weiter und schrieb in sorgfältigen, geraden Buchstaben: »*Am Anfang.*« Er hielt inne und zog eine Linie unter die Wörter. Er schlug erneut die Seite um und starrte auf das frische, weiße Pergament. Es war so weiß wie die Blüten eines Apfelbaums. So weiß wie die Haut einer jungen Braut. Er senkte die Feder auf das Blatt.

*Liebe Recanna,
ich habe viel an dich gedacht. Daran, was ich sagen
würde, wenn ich dich wiedersehen könnte. Daran, was
ich vor all den Jahren hätte sagen sollen.
Zwanzig Jahre. Zwanzig Jahre, seit ich deine Stimme
zum letzten Mal gehört habe. Zwanzig Jahre, die ich im
Krieg bin, allein.
Wäre nur*

Hier hörte der Jäger auf. Wäre nur. Es waren schwache Worte, bedauernde Worte. Sie hatten keinen Platz in seinem Herzen. Dies war keine Nacht, in der er sich Erinnerungen und wehmütigen Gedanken hingeben durfte. Morgen war ein wichtiger Tag. Morgen würde das von den Drachen meistgeschätzte Ritual überhaupt stattfinden, und es war an ihm, dabei eine besondere, ungeschriebene Rolle zu spielen.

Wäre nur.

Der Jäger klappte den Deckel über diesen verfluchten Worten zu und legte das Buch auf die Kohlen.

Flammen züngelten an den Rändern, tanzten wie Geister vor seinen Augen.

Die Trommler gaben den Rhythmus vor, während der Chor von Himmelsdrachen zu singen begann und die große Halle mit himmlischer Musik erfüllt wurde. Jandra zitterte vor Aufregung, als die Zeremonie begann. Sie war jetzt sechzehn, und es war das erste Mal, dass sie Vendevorex hatte überreden können, sie zu diesem Wettbewerb mitzunehmen. Seit Jahrhunderten wurde dieses Ritual als erster

Schritt angewandt, wenn die Sonnendrachen einen neuen Herrscher auf den Thron setzen wollten. Sie würde der erste Mensch sein, der diese Zeremonie miterlebte.

Oder genauer, verbesserte sie sich, sie würde der erste Mensch sein, der diese Zeremonie miterlebte und *überlebte*. Sie warf einen Blick zu den beiden menschlichen Sklaven in ihren Käfigen auf der anderen Seite des Raums. Sie wusste, dass sie voller Mitgefühl für sie sein sollte. Aber es war schwierig, eine Verbindung zu den Männern mit dem dumpfsinnigen, wilden Blick in den Käfigen herzustellen. Jandra, die ein blaues Satinkleid und eine kunstvolle Kopfbedeckung aus Pfauenfedern trug, fühlte sich mehr mit den Drachen verwandt, von denen sie umgeben war.

Sie saß neben Vendevorex, ihrem Mentor. Als Himmelsdrache und Zauberer des Königs galt Vendevorex weithin als der klügste Drache im Königreich, weshalb man den exotischen Eigenheiten seiner Persönlichkeit mit einiger Nachsicht begegnete. Jandra war eine dieser Eigenheiten. Sie war seit ihrer Kindheit von Vendevorex aufgezogen worden und wurde jetzt von ihm als Schülerin unterrichtet.

Jandra sah sich in der großen Halle um, musterte die Augen der versammelten Drachen. Sie alle blickten sie mit Geringschätzung an, von den niedersten muskulösen Erd-drachen bis hin zu den höchsten der gelehrten Himmelsdrachen, die auf ihren eleganten Seidenmatten in der riesigen Kammer saßen.

Nur die gewaltigen Sonnendrachen blickten nicht voller Verachtung zu ihr hin, denn sie sahen sie überhaupt nicht an.

Die Sonnendrachen waren der Adel der Drachengesellschaft. Doppelt so groß wie die Himmelsdrachen, herrschten sie über die Welt mit hoch in die königliche Luft erhobenen Köpfen, etwas, das durch und durch natürlich bei ihnen wirkte. Die Schuppen der Sonnendrachen waren von glühendem Rot, das an den Spitzen ins Orange spielte. Weiße, hauchfeine Federn säumten ihre Schnauzen und erzeugten den Eindruck, als würden sie Rauch atmen.

Die Trommler und der Chor erreichten ein Crescendo, als König Albekizan und seine Königin Tanthia am Himmel auftauchten. Ihre leuchtenden Schuppen bildeten einen dramatischen Kontrast zu den dunklen Sturmwolken hinter ihnen. Die Zeremonienhalle besaß die Form eines großen Kreises mit einem Durchmesser von mehreren hundert Schritten und war zur Hälfte mit einer Kuppel versehen und zur Hälfte zum Himmel hin offen. Albekizan ließ sich in die Halle hinunter, und der Wind, den seine Schwingen erzeugten, brachte die zeremoniellen Fackeln, die den Rand der Halle säumten, zum Flackern. Patschuli und Lavendel erfüllten die Luft – die bevorzugten Düfte der Königin, die nach ihm auf den Boden geschwebt kam. Die dolchähnlichen Klauen des Königs klackerten auf dem Marmorboden, als er den Raum durchquerte und sich Vendevorex und Jandra näherte. Er machte sich nicht die Mühe, sie anzusehen, als er seinen Platz auf dem riesigen Hügel aus goldenen Kissen einnahm, die das erhöhte Podest mit seinem Thron bedeckten. Die Königin ließ sich auf einem kleineren Hügel aus Kissen ebenfalls nieder. Zwei Erddrachen eilten zu ihr und fächerten ihr mit geflochtenen Palmwedeln Luft zu. Als der König und die Königin es

sich auf ihren Sitzen bequem gemacht hatten, verstummten die Trommeln und der Chor schlagartig.

Im hinteren Teil der Halle befanden sich eine Reihe riesiger goldener Türen, die zu den Eingeweiden der Erde führten. Die Türen öffneten sich langsam in der herrschenden Stille, und ein gebeugter Himmelsdrache trat ein – Metron, dessen blaue Federn vom Alter mit silbrigen Fäden durchzogen waren. Grüne Schals hingen um seinen Hals und verwiesen auf das Amt, das er innehatte: Er war der Hohebiologe, der Hüter der alten Geheimnisse. Metron humpelte, gestützt auf einen knorrigen Stab, nach vorn. Trotz seines gebeugten Körpers strahlte er etwas Gebieterisches aus. Alle Anwesenden senkten ehrfürchtig die Blicke.

Metron zitterte, als er vor Albekizan stand, und Jandra fragte sich einen Moment, ob der alte Drache zusammenbrechen würde. Die Kraft in seinen Augen beruhigte sie jedoch. Der Hohebiologe hatte dem König den Rücken zugewandt und warf einen Blick auf den Sonnenuntergang. Alles, was zu hören war, waren schwacher Donner und das Geräusch der Fackeln, die sich im zunehmenden Wind kräuselten.

Dann erklang über dem Wind das Flattern von gigantischen Schwingen. Lange Schatten rasten durch die Halle, als Albekizans Söhne vom Himmel herunterschwebten und sich mit ausgebreiteten Schwingen voller sanfter Anmut in der Mitte der Halle niederließen. Bodiell, der jüngere der beiden, landete als Erster; seine langgestreckten Schwingen verdeckten beinahe seinen Bruder Shandrazel, der hinter ihm den Boden berührte.

Bodiell strahlte. Das Karmesinrot seiner geöffneten

Schwingen verband sich mit dem Rot des Sonnenuntergangs, als wäre der ganze Himmel ein Teil seines Wesens. Der Wind wirbelte seine fedrigen Schuppen auf und brach die Mähne seines langen, geschwungenen Nackens dazu, wie eine Flamme zu flackern. Licht spielte auf den Goldringen, die durch seine Flügel gebohrt worden waren. Er streckte die langen, mächtigen Glieder am mittleren Gelenk der beiden Flügel, zeigte dabei scharfe, mit gemahlenem Smaragd bemalte Klauen. Die schweigenden Zuschauer nickten zustimmend zu diesem Schauspiel. Jandras Herz flatterte angesichts von Bodiels Schönheit.

Shandrazel gab nichts Derartiges zum Besten, sondern ließ seine Schwingen eingefaltet. Der grüblerische Blick seiner Augen blieb auf den Boden geheftet. Die langen, reptilienähnlichen Gesichter der Drachen verfügten nicht über die gleiche Spannbreite von Gefühlen wie Menschen, aber Jandra wusste, wenn sie ein Stirnrunzeln vor sich hatte.

Dann verlagerte sich die Aufmerksamkeit erneut auf Metron, der zur rituellen Begrüßung ansetzte.

»Herrlichste Grüße, oh mächtiger Albekizan!« Metron breitete seine Schwingen aus, während er sprach, und verlieh damit seinen Worten zusätzliche Kraft. »Ihr, dem die Erde gehört und alles, was über ihr fliegt, sowie alles, was auf ihr wandelt. Wir leben im Schatten Eures großartigen Lichts! Groß ist Eure Barmherzigkeit!«

Metron verbeugte sich tief, während die versammelten Drachen die Köpfe so weit senkten, dass sie den Boden berührten. Jandra beugte sich tief nach unten; sie hätte gern einen längeren Hals gehabt.

»Noch größer ist Eure Freigebigkeit«, sprach Metron

weiter und breitete erneut die Schwingen aus. »Die Saat, die Ihr vor langer Zeit gelegt habt, hat reichlich Ernte hervorgebracht. Vor Euch stehen Eure Söhne, mächtig und groß. Ihre Schwingen überspannen die Himmelsbögen. Das Feuer ihres Willens kann durch Regen nicht gelöscht werden und auch nicht durch Meere oder Flüsse. Jeder von ihnen ist Euer Stolz, Eure Verheißung, und einer von ihnen, so hoffen wir, wird Euer Tod sein!«

Metron senkte die Flügel, und unter den Anwesenden brach Jubel aus. Zweimal zuvor hatten die Drachen des Königreichs während Albekizans Herrschaft das Ritual bezeugen können, in dem die älteren Söhne um die Ehre wetteiferten, aus dem Königreich verbannt zu werden. Die mit dem Ritual verbundene Hoffnung bestand darin, dass ein verbannter Sohn eines Tages zurückkehren würde, um seinen Vater herauszufordern und so nach ihm mit noch größerer Stärke zu herrschen. Dies war das Ritual der Nachfolge, durch das Albekizans Familie seit uralten Zeiten an der Macht geblieben war, indem starke Herrscher immer wieder durch noch stärkere ersetzt wurden. In den vorangegangenen Wettbewerben jedoch waren die verbannten Söhne nur zurückgekehrt, um dann von Albekizan erschlagen zu werden.

Dieses Jahr war das erste Mal, dass Bodiel teilnehmen durfte. Er war der jüngste Sohn des Königs und wurde gemeinhin als derjenige angesehen, der am ehesten geeignet war, seinen Vater zu besiegen. Er war stark, schnell und bezaubernd, ein Meister der Politik wie des Kampfes. Shandrazel war größer und – wie alle übereinstimmten – auch klüger, aber nur wenige glaubten, dass er siegen würde. Bo-

diel besaß den Willen, um jeden Preis zu gewinnen. Die in seinem Blut brodelnde Gier nach Sieg konnte es mit der von Albekizan aufnehmen und übertraf sie möglicherweise sogar noch.

Während die Sonne unterging, zweifelten nur wenige daran, dass Bodiel noch vor Sonnenaufgang seinen Bruder besiegt haben würde, der daraufhin kastriert und in die Bibliothek gesteckt werden würde, um dort den Rest seiner Tage im Dienst von Metron zu verbringen. Bodiel dagegen würde einen Tag Zeit haben, aus dem Königreich zu fliehen, ehe alle anderen die Pflicht hatten, ihre Klauen gegen ihn zu erheben.

Jandra sah keinen Grund, die Meinung der Menge in Frage zu stellen. Auch sie glaubte, dass Bodiel eines Tages zurückkehren und seinen Vater besiegen würde, um die Herrschaft über das Königreich zu ergreifen. Sie hoffte, dass er ein guter und kluger Herrscher sein würde.

»Macht die Jagdbeute bereit!«, rief Metron und deutete mit dem Stab auf den nach außen offenen Teil des Raumes, wo mehrere Erddrachen die Eisenkäfige mit den Sklaven bewachten. Die Männer sahen hager und gebräunt aus, und ihre geölten Muskeln glänzten messingfarben. Beide Sklaven galten als rebellisch und waren bekannt wegen ihrer Fähigkeit zu fliehen; ihre Anwesenheit bewies jedoch, dass keiner von ihnen in der Lage gewesen war zu verhindern, dass er erneut ergriffen und zurückgeholt wurde.

Bodiel würde Cron verfolgen, den jüngeren Sklaven, was bedeutete, dass Shandrazel den Vorteil hatte, den älteren Sklaven Tulk zu verfolgen. Von Tulk, der durchaus stark und listig war, hieß es, dass er kurzsichtig wäre. Jandra hatte

Grund, dies zu bezweifeln, denn Tulk starrte sie quer durch den Raum eingehend an. Sie spürte erneut, wie sich Schuld in ihr regte. Sie hatte große Ehrfurcht vor dem Ritual, das sie miterlebte, wurde von seiner Größe mitgerissen. Sollte sie nicht Reue empfinden angesichts des Schicksals der Sklaven? Sie wich ihren Blicken aus, unfähig, Tulk ins Gesicht zu sehen. Sie starrte auf die Ärmel ihres Kleides, in das metallisch-blaue Fäden eingestickt waren, die an die Schuppen eines Himmeldrachen erinnerten.

Die mit kräftigen Muskeln ausgestatteten Erddrachen ächzten, als sie die Eisenkäfige zu der unebenen Steinwand rollten, bei der sich kleine Türen befanden. Auf der anderen Seite der Türen waren Labyrinth, und dahinter erstreckte sich der riesige Wald.

»Lasst die Beute los«, sagte Metron und klopfte mit dem Stab kräftig auf den Boden. Die Trommler antworteten auf dieses Zeichen mit einem Rhythmus aus Bassklängen. Die Käfige wurden mit lautem Geklapper geöffnet. Tulk stolperte, als er den Käfig verließ. Die Zuschauer schnappten nach Luft. Jandra sah hoch und bemerkte, dass Tulk wieder auf die Füße sprang. Tulk warf ihr einen letzten Blick zu, dann wandte er sich von ihr ab und verschwand im dunklen Tunnel. Gedämpftes Gemurmel erklang in der Menge. Ein Mensch, der aus dem Käfig stolperte, war ein schlechtes Zeichen.

»Die Menschen heutzutage sind wertlos«, sagte Albekizan und wandte sich damit an den Hohebiologen. »In meiner Jugend hatten sie mehr Kampfgeist. Sie waren stets gut darin, scharfe Steine als Waffen zu schwingen oder sich in winzigen Höhlen zu verbergen. Ich erinnere mich, wie ei-

ner zurücklief und sich zwei Tage im Palast versteckt hielt, ehe er ergriffen wurde. Jetzt aber rennen die Sklaven einfach nur blindlings herum und lassen dabei eine Spur von Exkrementen zurück, der jeder Narr folgen könnte. Wieso können wir keine gute Beute mehr finden, Metron?»

»Herr, in der Natur herrschen strenge Gesetze«, antwortete der Weisdrache. »Über Jahrhunderte hinweg haben wir die besten Männer der Dörfer ausgelesen, nur um sie für ihren Herrscher zu töten. Die Brut muss unausweichlich schrumpfen.«

Vendevorex verblüffte Jandra, als er die Unterhaltung zwischen dem König und dem Hohebiologen unterbrach.

»Vielleicht, Herr, würde ein Moratorium helfen, das sich dem Zeitvertreib der Menschenjagd widmet«, sagte Vendevorex. »Wenn Ihr diese Unterhaltung für ein Jahrhundert verbieten würdet, könnten sich die Menschen erholen. Sie brüten sehr viel schneller Nachkommen aus, als wir es tun.«

»Pah!«, schnaubte Albekizan. Er hob wegwerfend seine juwelenbesetzte rechte Klaue. »Ihr und Eure Schwäche für die Menschen. Sie geben gute Hausgenossen ab und angemessenes Jagdwild, aber Ihr möchtet, dass sie wie Kaninchen brüten. Der Gestank ihrer Dörfer belästigt schon jetzt mein Königreich.«

»Ihre Dörfer füllen unsere Speisekammern mit Nahrung und Eure Truhen mit Gold«, sagte Vendevorex. »Gestattet den Menschen, mehr von den Früchten ihrer Arbeit einzubehalten, und sie werden die Bedingungen verbessern, unter denen sie leben. Sie fristen ihr Dasein nur aufgrund Eurer Vorgaben in solcher Verwahrlosung.«

»Schweigt, Zauberer«, knurrte Albekizan. »Ihr solltet nicht so mit mir sprechen.«

»Ihr habt mich um meine Meinung gebeten, Herr.«

»Habe ich das?«

»In der Tat, Herr. Vor über einem Jahrzehnt habt Ihr mir aufgetragen, in Eurer Anwesenheit frei und offen zu sprechen. Euer unfehlbarer Erlass gilt bis zu diesem Tag, oder nicht?«

Albekizan presste die Zähne zusammen und wandte sich von dem Zauberer ab. Jandra hatte während solcher Gespräche immer Angst um die Sicherheit ihres Meisters. Sie bewunderte Vendevorex' Kühnheit, aber sie fürchtete, dass Albekizan sich eines Tages zu sehr bedrängt fühlen könnte.

Metron durchbrach die angespannte Stille. »Herr, es ist so weit. Ihr könnt das Zeichen geben.«

Albekizan erhob sich und breitete die Schwingen aus. Seine Stimme dröhnte durch die Halle: »Möge die Jagd beginnen!«

Bodiel sprang in die Luft. Die Drachen jubelten, als er seine Schwingen gegen den aufsteigenden Wind schlug und in der dunkler werdenden Nacht höher stieg. Aber der Jubel der Menge verwandelte sich nur Augenblicke später in leises Flüstern, als Verwirrung sich breitmachte. Shandrazel stand nach wie vor in der Halle.

Der König knurrte. »Es mag sein, dass du mich bei dem Donner nicht gehört hast. Die Jagd hat begonnen! Geh!«

»Vater«, begann Shandrazel, dann hielt er inne und atmete tief ein. Einen Moment später sah er auf, blickte dem König direkt ins Gesicht. »Du kennst meine Gefühle«, sagte er mit fester, aber respektvoller Stimme. »Ich begehre dei-

nen Thron nicht. Ich will Tulk nicht jagen. Diese Zeremonie ist archaisch und grausam. Es gibt keinen Grund, Blut zu vergießen. Ernenne Bodiell einfach zu deinem Nachfolger. Dein Wort ist Gesetz.«

»Und du brichst dieses Gesetz!«, rief Albekizan. Speichel spritzte auf den Boden vor ihm. »Ich befehle dir zu jagen!«

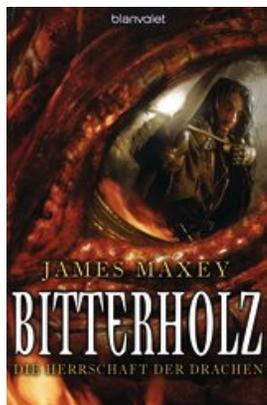
Jandra rückte näher zu Vendevorex, der eine Schwinge um sie legte.

Shandrazel stellte sich der Wut seines Vaters, ohne zurückzuschrecken. Mit einem Schulterzucken sagte er: »Ich breche tatsächlich dein Gesetz. Befiehl den Wachen, mich zu ergreifen. Ich werde keinen Widerstand leisten.«

Albekizan sprang von seinen Kissen auf und lief zu Shandrazel. Kurz vor seinem rebellischen Sohn blieb er stehen. Ihre Blicke verschränkten sich. Die Muskeln des Königs spannten sich unter der Haut sichtbar an. Er war starr vor Wut, aber Shandrazel wich nicht zurück.

Sämtliche Drachen in dem Raum wandten die Blicke ab. Niemand wollte diese beschämende Konfrontation zwischen dem König und seinem Sohn miterleben. Kein Drache würde den Zorn des Königs riskieren, indem er zusah. Also richteten sich die Köpfe der meisten auf das, was vor der Halle zu sehen war. Der Sturm hatte sie erreicht, und Regen begann auf den Marmorboden zu fallen. Erleuchtet von den noch immer fernen Blitzen, konnte man Bodiell kaum noch sehen, als er eine Meile entfernt tief über den Baumkronen flog, während er das Laub nach Hinweisen auf seine Beute absuchte.

Dann faltete Bodiell die Schwingen ein und tauchte in den Wald ab, so rasch wie ein Pfeil, der auf sein Ziel zu-



James Maxey

Bitterholz

Die Herrschaft der Drachen

eBook

ISBN: 978-3-641-07865-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Der letzte Drachentöter – Fantasy aus einer Welt, die gleichermaßen fremd wie vertraut erscheint

In einer fernen Zukunft herrschen Drachen über die gefallene Menschheit. Nur einer hat den Kampf gegen ihre Tyrannei aufgenommen – Bant Bitterholz! Er verbreitet Angst unter den Drachen und Hoffnung unter den menschlichen Sklaven. Doch als er den Prinzen tötet, schwört der Drachenkönig bittere Rache. Die ganze Menschheit soll für dieses Verbrechen büßen! Und allein Bitterholz kann den rachsüchtigen Despoten jetzt noch aufhalten ...

Ein faszinierendes Epos über die Herrschaft der Drachen und den Mut eines Mannes!